

Abend-



Zeitung.

Neununddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: fünfter Jahrgang.

N^o 2.

Donnerstag, den 5. Juli.

1855.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; das dazu gehörige Literaturblatt von in der Regel einem halben Bogen kommt alle fünf Wochen heraus. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr., Inserate werden mit 1 Ngr. die geis. Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikantiquaren an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Homöopath und Allopath.

Novellette

von

Emil Müller.

(Fortsetzung.)

Dieser Aerger über sein Betragen gegen Roland wurde noch durch die Folgen vermehrt, wie sie bereits nach wenigen Tagen durch Gerüchte in der Stadt umgingen. Denn man raunte sich nichts Geringeres in die Ohren als: der Dr. Breithaupt werde mit nächstem der Allopathie Valet und der Homöopathie Willkommen sagen. Und als nun die Aufspürung des Urhebers solcher Gerüchte den Lehrer Roland von Schallhausen ergab, verwünschte der Doctor hundert und tausend Mal seine in der Trunkenheit ausgesprochene Gleichgültigkeit gegen die medicinischen Streitigkeiten. Wie kann es Wunder nehmen, daß Roland jedes nicht entschieden der Homöopathie feindliche Wort zu seinen Gunsten auslegte und deshalb in seiner Sucht, Menschen zur Verehrung seiner Kurmethode (um uns eines Schifferausdrucks zu bedienen) zu pressen, aus einer Redensart wie: es ist mir ganz gleichgültig, die Möglichkeit einer Bekehrung des

Doctors schöpfte, diese Möglichkeit aber als absolute Gewißheit aussprach. Jene Sucht aber nach Verbreitung der Homöopathie erzeugte den Wahn in ihm, stets nur über diesen Gegenstand sprechen zu müssen, trieb ihn zur Ueberschätzung seiner Kräfte und Kenntnisse und verleidete ihm — was leicht einen sehr üblen Ausgang nehmen konnte — sein Amt in einem ziemlich hohen Grade. Der Mangel der Willenskraft bestraft sich gewöhnlich in einem Ausschweifen über das Maß des Erlaubten, wenn nicht gar in einem gänzlichen Abirren vom Wege des Schicklichen. Gegen diesen Fehler hätte Roland ankämpfen sollen. Allein er unterließ es und die Folgen traten in der Pflege dieser seiner Lieblingsbeschäftigung und Lieblingsgespräche hervor.

Lawinenartig wuchsen jene Gerüchte von Tage zu Tage. Nach Verlauf einer Woche hieß es nicht mehr, Dr. Breithaupt wird wohl Homöopath werden, oder er hegt die Absicht, sondern er ist heimlich Homöopath, er hat sich schon homöopathische Arznei verschrieben und wird in nächster Zeit als Bekenner der neuen Heilmethode öffentlich auftreten. Darüber nun aber ergrimmete der Doctor sehr. Denn nur ein Narr konnte nach seiner Meinung unter solchen

Verhältnissen die Klatschsucht der Menschen mit Gleichgültigkeit ertragen. Deshalb rächte er sich an dem Urheber der Gerüchte, an dem ins Medicinisch pfuschenden Lehrer durch einen derben Brief, welcher nichts Geringeres als die Auseinandersetzung enthielt, Roland müsse ein Narr sein, wenn er an seine Belehrung zur Homöopathie glauben könne.

Dieser Brief, ohne Vorwissen Amaliens, welche sicherlich wegen einer noch größeren Bloßstellung der väterlichen Schwächen, wie sie die vom Grimm dictirten Worte enthalten mußten, protestirt haben würde, abgefaßt und durch ein Factotum des Doctors, Herrn Zeißig, welcher sehr bald näher charakterisirt werden wird, abgeschickt, traf den Empfänger im tiefen Neglige. Aber auch ohne Verubigungsnahtmühe auf dem homöopathisirenden Kopfe würde er die ziemlich groben Verweise Dr. Breithaupts mit ungetrübter Laune gelesen und wieder gelesen haben. Denn zu dem gleichmüthigen, häufig sehr phlegmatischen Temperamente gefielte sich die freundvolle Bemerkung, daß der Schreiber sich nur vergeblich seinem Einflusse zu entziehen bemühe. Herr Roland nämlich setzte Alles durch, was er durchsetzen wollte. Fest stand aber sein Entschluß, den Doctor Breithaupt zu befehlen. Des Doctors Hestigkeit nun ermahnte ihn an die Pflicht der unverzüglichen Ausübung seines sich selbst auferlegten Missionsamtes, und somit begegneten wir ihm am Nachmittage auf dem Wege zu dem ein halbes Stündchen entfernten Städtchen, wohlgerüstet mit der homöopathischen Hausapotheke und einem Appendix von 24 leeren Gläschen für den Fall, daß der Doctor eine Miniaturapotheke anzulegen entschlossen sein sollte. Der Kopf, eingenommen von den wenigstens zwanzig gediegenen Gründen gegen die Nutzlosigkeit der alten Heilmethode, beugte sich den übrigen Körpertheilen voraus und hätte unfehlbar über den Körper die Folgen des mangelnden Gleichgewichts gebracht, wäre dieses nicht durch einen Umstand aufrecht erhalten. Die Arme nämlich beschwerte seine ganze, bündereiche medicinische Bibliothek, bestehend aus Werken von Hahnemann u. s. w. theils pro, theils contra Homöopathie.

Einen Zufall giebt es bekanntlich nicht, vielmehr selbst in den trivialsten Kleinigkeiten herrscht die Symmetrie der Natur. Der erste Besuch fand während der theilweisen Abwesenheit des Doctors statt, folg-

lich traf Roland bei seinem zweiten Besuche den Doctor im Lehnstuhle sitzend, während Amalie außerhalb des Hauses weilte. Beiderseitiges Staunen hemmte den Fluß der Rede nicht wenig; Staunen von Seiten des Doctors, daß der im Briefe hart Getadelte ihn wieder zu belästigen wage; Bewunderung in Rolands Mienen über die, der des ersten Besuchs gerade entgegengesetzte, sehr nüchternen Laune des Doctors. Jenes bedingte ein Grunzen und grimmißes Antworten auf des Homöopathiefreundes liebliche Fragen nach dem dermaligen Stande der Gesundheit; diese bewirkte ein Hervorziehen der Hausapotheke mit dem oben geschilderten Appendix, ein Aufschlagen sämmtlicher Bücher pro et contra Homöopathie und ein Hervorstößen von wenigstens zehn Gründen, weshalb er, der Laie, sich zum Schützer dieser neuen Heilmethode aufwerfe. Den wichtigsten Grund aber von allen ergab die Mittheilung seiner eignen Belehrung zur Homöopathie, indem er folgendermaßen erzählte: „Ich war früher gleich Ihnen wüthender Feind der Homöopathie; allein zu einem Werkzeuge für die Vertheidigung dieser neuen Heilmethode ausersehen, um mich einer sehr gangbaren namentlich von den Vertretern des geistlichen Amtes beliebten Redensart zu bedienen. Denn ein schreckliches Unterleibsleiden verbitterte mir fünf Jahre meines Lebens. Die geschicktesten, NB. allopathischen Aerzte in einem Umkreise von drei bis vier Meilen suchten zu meinen Klagen die Aafsel oder stießen höchstens die Todestrostworte aus: das Uebel würde sich wohl wieder legen! So ist denn nirgends Hilfe als im Grabe, dachte ich bei mir, denn wenn dir die weltweisen, sich mit den verschiedensten Rathstitteln brüstenden Aerzte nicht helfen können, so wird der Tod sehr bald dein Sehnen erfüllen. Aber Noth bricht Eisen. Mithin eilte ich, nein ich ging, eder schlich, denn eilen konnte ich bereits nicht mehr, zu einem homöopathischen Arzte und siehe da, je weniger Hoffnung ich zu den Pülverchen hatte, desto größer war ihre Wirkung. Vier Wochen regelmäßig einen Abend um den andern ein Pülverchen genommen und ich war so gesund, wie jetzt. Die Dankbarkeit aber hat das Pflichtgefühl erweckt und“ — so setzte er nach einer kurzen Pause nicht ohne Selbstgefühl hinzu — „seitdem widme ich meine Kräfte der Ausbreitung der Homöopathie, denn meine bereits

erlangten Kenntnisse geben mit die Gewißheit, daß ich für die allein richtige Heilmethode leben und wirken soll.“

Diese Darstellung erweckte den Aerger des Doctors nicht wenig; aber seine Neigung zum Widerspruche wurde durch die noch hinzugefügte Bemerkung vermehrt; er, nämlich Roland, getraue sich ein besseres Examen in der Medicin zu bestehen, als mancher Jahre lang studirt habende Arzt. Ein hüziger Kampf pro und contra Homöopathie, unterstützt mit Aussprüchen Habnemanns und anderer weltberühmter Aerzte ergab das Resultat, der Doctor, nämlich Breithaupt, müsse jedenfalls als studirhabender Arzt ein verständiges Urtheil über den Gegenstand des Streites abzulegen im Stande sein als ein Laie. Allein Herr Roland war unermüdet und wärmte die schon mehrmals angeführten Gründe mit Hinweis auf die an des Doctors Tochter glänzend bewiesenen Erfolge seiner Heilkunst stets wieder auf, so daß Breithaupt zuletzt einer weitem Diskussion müde, dem Nachspruch fällen mußte: „die Homöopathie ist die Heilkunst der Quacksalber!“

Allein so schnell räumte der Vorkämpfer der Homöopathie das Feld nicht, rief vielmehr durch seinen Nachspruch: „Allopathie ist die Heilkunst der Quacksalber“ ein erneutes Wortgefecht hervor, das schließlich den in Ekstase gerathenen Herrn Roland, vielleicht ohne die Absicht den Doctor durch die Worte zu kränken, hervorstottern machte: und wenn die Homöopathie auch alles andern Nutzens entbehrte, so sei sie doch, wie nachweisbar sei, ein Erwerbszweig für pragmatlose allopathische Aerzte. Denn die Erfahrung lehre, daß homöopathische Aerzte sehr brillante Geschäfte machten, weshalb auch viele Allopathen, um ihrer steten Geldlosigkeit abzuhelfen, die Fahne der Allopathie gestrichen, dafür aber die der Homöopathie desto höher getragen hätten. Die Combinationsfähigkeit des Doctors erkannte in diesem Ausspruche Absichtlichkeit, als solle er sich die Worte für künftige Zeiten hinter die Ohren schreiben. Dabei brauste der Sturm des Hornes gewitterverkündend in einer glühenden Gesichtsröthe auf und alsobald folgte Blitz und Schlag. Giftige Blicke sprühten auf den Medicinmartyrer, während ein heftiger Schlag von Breithaupts Faust auf den schon wurmfressigen Tisch ein Aechzen und Knacken des morschen Holzes her-

vorbrachte. Die Lippen aber flossen über von dem Regen der Worte, deren Sinn war: Herr Roland solle seine Weisheit ob ihres unbedeutenden Werthes für sich behalten und sich für die auf Quacksalberapotheken u. s. w. verwendeten Geldkosten lieber einen Nürnberger Trichter kaufen, damit seine Schüler ein wenig mehr Gelehrsamkeit aus dem Unterrichte nach Hause trügen. Mein Herr Roland erzürnte über diese Worte wider die Absicht des Doctors nicht, denn fern lag ihm die Vermuthung, daß die Anspielung auf den Nürnberger Trichter eine Befrittung seiner Lehrfähigkeit sein sollte. Noch weniger aber würdigte er die Bitte Breithaupts, er möge ihn fernerhin mit Besuchen verschonen, deren Zweck nur die Darlegung von laienhaften und deshalb unwiderlegbaren Ansichten und Vermuthungen sei. Die Moral seiner Auseinandersetzung faßte Breithaupt in den Worten zusammen: wahr bleibe das alte Sprüchwort „Schuster bleib deinem Leisten,“ dessen Bedeutung in gutem, verständlichem Deutsch laute, der Schuster solle Stiefeln und Schuhe zu flicken verstehen, der Lehrer aber das A. B. C. zu lehren und das spanische Rohr zu führen wissen. Der Mensch lebt zehn Jahre länger, wenn er stets den edlen Gleichmuth bewahrt. Diese goldene Regel brachte Herr Roland in den gelassensten nur irgend erdenkbaren Mienen zur Anschauung, während er die vom Doctor ausgetheilten Hiebe unter fortwährendem Wischen seiner Brillengläser anhörte. gleich als frage er das Einmaleins ab, oder lehre das A. B. C. Diese Fähigkeit aber sich mit stoischem Gleichmuth über jeden beleidigenden Ausspruch hinwegsetzen zu können, verdankte er seiner Stellung als Homöopathieapostel. Dabei begann er aufs neue zu sprechen und die Wirkung und Anwendung der einzelnen Mittel seiner Hausapotheke zu erörtern, jedem Gläschen das Lob ertheilend: „die Allopathen geben dieses Mittel irrtümlich gegen die und die Krankheit; dagegen wir (das wir bedeutete: „wir Homöopathen,“ denn Herr Roland pflegte sich den Aerzten beizuzählen) wenden es nach dem Grundsatz *similia similibus* gegen die und die Krankheit an. *Similia similibus* aber bedeutet: die Krankheit, welche durch eine starke Dosis einer bestimmten Arznei hervorgerufen werden kann, wird durch eine kleine Dosis desselben Mittels gehoben.“ — Seiner gewöhnlich etwas stotterhaften Redeweise

folgte jetzt die schnelle Aufzählung von Arzneinamen, während er mit dem Finger über die einzelnen inhaltschweren Gläschen hinfuhr: „sehen Sie, nux, aconit, bellatonna, sulphur, mercur, ipecacuanha, china, sogar, hier der Triumph der Homöopathie! coffea — Kaffee ist ein Heilmittel und deshalb von uns als Getränk streng verpönt.“ Doch als er nun einen langen Artikel über Schädlichkeit und den möglichen Gebrauch des Kaffees als Heilmittel vorzulesen begann, riß dem Rauchwolken über Rauchwolken aus der kurzen Pfeife stoßenden Doctor der Geduldsfaden und wenig fehlte, so hätte er den ganzen Quark vom Tische geworfen.

„Ich will nicht hoffen“, stieß er daher ingrimmig aus, „daß Sie Kuren unternehmen, oder auch nur Körnchen von Ihrer Medicin austheilen! Es könnte Ihnen sonst ein Proceß theuer zu stehen kommen!“

„Theuer zu stehen kommen!“ wiederholte jener mit frischem Gleichmuth, „und warum sollte ich nicht zum Heile der Menschheit Medicin austheilen und Kuren unternehmen?“

Die Drohung des Doctors aber hatte die eine gute Folge, daß Roland aufblickte und — Amalie ansah, welche während der Disputation eingetreten war und sich nach einem vergeblichen Versuch, auf ihren Gruß einen Gegengruß zu erhalten am Fenster niedergelassen hatte. Verschwunden und vergessen schien mit einem Schlage die Vertheidigung der Lieblingsheilkunde, denn so reizend und jugendlich schön war Amalie selbst bei seinem ersten Besuche nicht gewesen. Sie aber, die vor Bescheidenheit die Augen senkte, vielleicht weil sie an ihm dieselbe Wahrnehmung als er an ihr machte, steckte ihn mit ihrer Verlegenheit an. — Er war urplötzlich stumm wie ein Fisch. Da, in seiner Herzensangst, was zu beginnen sei, gedachte er eines Gegenstandes, den er, gleich dem Bücherballen auf den Armen, nur der Aufrechtbaltung des Gleichgewichts wegen in die Tasche gesteckt hatte. Ein Griff in dieselbe beförderte einen kleinen Blumentopf mit einem zarten blühenden Moosröslein an das Licht. Doch nein, er wollte eine zarte Rose hervorziehen; seine gute Absicht aber war vereitelt. Denn als er hinblickte, prangte in seiner Hand ein vollständig zerdrücktes und entblättertes Rosensträuchlein. Jetzt ist Zeit

zum Lachen, denn Herr Roland erlitt die Strafe für seinen blinden Eifer und die Gewohnheit, sich während des Gesprächs an jeder irgend erreichbaren Schrank-, Commode- oder Tischecke zu lehnen. Diese zweite Potenz der Verlegenheit mußte natürlich durch den Zweifel, ob Fräulein Amalie auch wohl das improvisirte Geschenk annehmen würde, noch bis zur dritten Potenz wachsen. Und um diese dritte Potenz vollständig zu machen stammelte der Mund: „o wie traurig! Unter meinen Händen genießt der Strauch nur sehr wenig Pflege, darf ich bitten Fräulein?“ — Ein nichts sagender Blick durch die runden Brillengläser erweckte Amaliens sympathisches Mitgefühl, also daß sie die unausgesprochene Bitte ergänzend ausrief! „o! der Rosenstock ist gar zu niedlich!“ (nämlich gewesen.)

„Ja — hm — Oh“ meinte auch Herr Roland, denn die Verlegenheit eilte mit Riesenschritten der vierten Potenz zu. Wer sollte meinen, daß die Lösung dieses gordischen Knotens, durch die eigene Rolandsche Unvorsichtigkeit geschürzt, überhaupt möglich war. Und doch wenige Worte von den Purpurlippen Amaliens geflüstert entwirrten den riesigen Knoten. — „Wenn sie erlauben Herr Lehrer Roland, so will ich das Röschen durch aufmerksame Pflege wiederherzustellen suchen. Vielleicht, daß sich das Stöcklein wieder erholt.“

„Ja vielleicht daß,“ lautete die einförmige Zustimmung. Der Blumentopf wanderte von Rolands in Amaliens Hand, wobei es geschah, daß seine langen Finger etwas zu weit griffen und durch heftiges Drücken ein Uebermaß von Zärtlichkeit über ihren kleinen Finger schütteten. Die Stellung desselben aber auf das Fensterbret war mit einer Reduction der Verlegenheit bis auf die erste Potenz verknüpft.

Unfähig jedwedes Gesprächs, sei es welches Inhalts es wolle, fühlte Roland das Bedürfnis, seiner vor kurzem ins Weite geeilten Unbefangenheit zu folgen. Eine kleine Unwahrheit, er habe nämlich noch mehre Privatstunden zu erteilen, ließ sich bald hervorstortern, nicht minder schnell belästete sich die eine Tasche mit der Hausapotheke und die andere mit dem Appendix, und eine Verbeugung war auch bald gemacht, nachdem die Arme den Haufen Bücher überwältigt hatten. Der im Zimmer herumlaufende Doctor erwiderte die Versicherung, er, nämlich Roland,

werde bald wieder von der Gesellschaft des Herrn Doctor Gebrauch machen, durch eine nach der Thür gerichtete, vielsagende Handbewegung, welche aber Fräulein Amalie dahin auszulegen für gut befand, daß der Herr Lehrer doch ja Wort halten möge. Noch mehrere tiefe und von Rolands Seite durch scharrende Fußbewegungen verstärkte Verbeugungen, um das lautpochende Herz unhörbar zu machen und der Homöopathicavogel eilte zum Hause hinaus! —

IV.

Dem zweiten Besuche des Herrn Roland im Breithauptischen Hause folgte eine nicht minder hartnäckige Debatte zwischen Vater und Tochter als dem ersten. Denn er tadelte ihre übergroße Höflichkeit gegen den quacksalbernden und weil übergelehrten, deshalb dummen Homöopathen, wie sie sich in den tiefen, fast bis zur Erde reichenden Verbeugungen befandete, heftig. Kaum verdiene er, der die Zudringlichkeit selbst sei, daß man ihm die Thür weise. Ganz entgegenesetzt lautete die Ansicht Amaliens, der Vertreterin des schönen Geschlechts. Sie berücksichtigte ohne Beachtung der medicinischen Streitfragen und sonstiger unziemlichen Zwistigkeiten, wie sie der starre Mann dem Manne gegenüber hervorzu suchen pflegt, nur die Gesetze des Anstands und der Höflichkeit gegen jeden Menschen. Darum hob sie es hervor, daß sie mit den Beweisen von Artigkeit gegen den freundlichen Gastfreund nur die Pflicht genügt habe, der Pflicht, welche — leider! — von gewissen Leuten nicht geachtet wurde. Der Vater mußte diese Worte hören, so sehr er auch brummte und ihr Schweigen gebot. Vielleicht wäre dieses wirklich eingetreten, hätte sein Groll sich nicht an dem schuldlosen, schon so sehr leidenden Blumentopfe zu rächen gesucht. Er mußte sich einer Verunzierung des Zimmers bezüchtigen lassen, welche beinahe mit einem zum Fenster hinaus gestraft wäre. Amalie durch solche lieblose Befrittlungen aufs höchste gereizt, pries den Blumenstrauch als ein wahrhaftes Musterstück. Und auf diese Weise setzte sich das Grollen und Schmollen zwischen Vater und Tochter den ganzen Abend über fort; denn jeder wollte den Sieg behaupten. Daher geriet sie so in Eifer, daß sie vom Blumentopf auf den freundlichen Geber überlenkte, ihm das Lob eines

anziehenden schönen jungen Mannes erteilte; Lobsprüche aus dem Munde eines jungen Mädchens, die dem verstimmtten Vater zu allerlei Bedenken Anlaß geben mußten.

Hatte schon Amalie einen kühnen Sprung vom Geschenke auf den Geber gethan, so übertraf sie hierin noch der Vater. Denn er knüpfte an die Vorstellung von dem anziehenden jungen Manne, Herrn Roland, die seines zukünftigen Schwiegersohnes, äußernd: ehe er einem solchen Menschen seine Tochter zur Frau gäbe, lieber wolle er sie in ein Kloster schicken. Zu solchen Resultaten gelangt man, wenn man den Gedanken Sprünge zu machen gestattet. Das Resultat ergab ein noch heftigeres Ergrimmen der Tochter, welche unter keiner Bedingung eine solche Ansicht auf sich angewendet wissen wollte. Denn bevor er vom Schwiegersohne sprechen könne, müsse er doch von der Gewißheit, daß sie überhaupt jemals heirathen werde, überzeugt sein. Und wenn sie zu heirathen gedächte, so würde sich schon ein Mann für sie finden, nähme sie doch nur auf die einzige Bedingung, daß er ihr nämlich gefalle, Rücksicht. Der Vater that hierauf noch den Ausspruch: er wünsche nicht, daß ihr der Lehrer von Schallhausen ein besonderes Interesse einflöße, denn ein solcher Mensch müsse ihr nur gleichgültig sein, und der Kreislauf der Debatte war geendet. Es beschloß die Abendunterhaltung ein ernstliches, schmollendes Schweigen.

Herr Roland dagegen durcheilte nach Entledigung der Gleichgewichtsherstellungsversichtsmaßregeln, als da sind Hausapotheke nebst Appendix und bändereiche gelehrte Werke, jubelnd sein Zimmer; denn er memorirte — eine Triumphrede, welche er am folgenden Abende zu halten gedachte.

Fänden schon die Kinder Wohlgefallen an Steckenpferden, wie vielmehr nicht erwachsene Leute. Wer also Herrn Roland wegen dieser allgemein menschlichen Neigung ein Steckenpferd zu besitzen, einen Vorwurf machte, beging eine große Unvorsichtigkeit. Einer eben so großen machte sich aber auch der schuldig, wer die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend fragte, weshalb er sich gerade die Homöopathie zum Steckenpferd erwählt habe? Solche Fragen sind schon deshalb nutzlos, weil sie bei jeder Wahl der Lieblingsbeschäftigung aus irgend welchem Fache würden aufgeworfen sein. Und dies steht fest, wäre er

bei dem kindischen Steckenpferde stehen geblieben, wäre er mithin auf seinem Ziegenhaimerröcke in die Stadt und in das Breithaupt'sche Haus geritten, so hätte ein Oh! durch die Stadt geschallt, als ob ein dem Irrenhause entslüpfster Wahnsinniger seine tollten Streiche ausübe. Danach mögen die Urtheile der Menschen ausgelegt werden.

Es trieb aber Herrn Roland zur Verehrung seiner Lieblingsbeschäftigung der gute Wille, ein Helfer der Leidenden Menschheit zu sein; nur war mit der Arroganz gemischt, daß er jede Ansicht, welche von der seinen abwich, als absolut falsch verwarf und nach der den Laien eigenthümlichen und durch den Mangel an der für das bestimmte Fach erforderlichen wissenschaftlichen Bildung erzeugten Selbstüberschätzung und Selbstgefälligkeit mit jedem Arzte in seinen medicinischen Kenntnissen disputiren zu können wähnte. Die geringe Liebe, mit der er, durch äußere Verhältnisse gezwungen, sich dem Lehrfache gewidmet hatte, erkaltete an der fortwährenden Beschäftigung mit dem Lieblingsstudium so weit, daß die Anziehung des Doctor Breithaupt in Betreff der Anschaffung eines Nürnberger Trichters nicht grundlos war. Wie konnte dem anders sein; es legte er doch selbst zu äußern, daß er bei genügenden Geldmitteln noch jetzt nach einer Amtsthätigkeit von 6 Jahren zum Studium der Medicin übergeben würde. Doch ließ er sich bei seiner Gleichgültigkeit an dem Willen des Schicksals ohne zu heftige Klagen gemühen und erfüllte seine Amtspflichten so gut ihm die Gedanken an Homöopathie Zeit und Lust zu ändern als medicinischen Arbeiten vergönnten. Gelegenheit aber zu medicinischen Diskussionen bot sich ihm in jeder Gesellschaft, denn in einer Versammlung von nur zehn Personen sind sicherlich mehre mit Uebeln und Plagen behaftete. Drehte sich nun das Gespräch erst um sein Lieblingssthema und dies geschah in jeder Gesellschaft — denn fehlte jede Gelegenheit, so lenkte er durch die Bemerkung „geehrter Herr oder geehrteste Dame, dieselbe Erscheinung findet sich auch in der Homöopathie“ auf dasselbe ein — so war nicht eher ein Ende der geistreichen Unterhaltung, als bis alle Zuhörer von Langeweile gereizt aufstanden und sich entfernten. Jeder Mensch heüßt Schwächen, sehen wir ihm deshalb diese Uebertreue seiner geselligen Unterhaltung um so eher nach, als er übr-

gens ein redlicher Mensch und nur durch sein Bestreben allen Menschen durch homöopathische Arznei zu nützen in seiner Einseitigkeit bestärkt wurde. Lobenswerth ist der Scharfblick der Damen. Denn sie wußten ein sehr probates Mittel, ihn von dieser Einseitigkeit zu heilen. Er müsse eine Frau heirathen, die ihn zu lenken verstände, so meinte man. Eine Gattin, welche austräte und sagte: „Jetzt schweigst Du und redest von interessanten Gegenständen, sonst wehe Dir!“ — sei der Talisman, nach dem er ausgehe und suchen solle. Aber wo lag dieser Talisman! sollte überhaupt unter dem schönen weiblichen Geschlechte eine Person sein, welche ohne in Ohnmacht zu fallen eine solche hartberzige Drohung auszustoßen vermöchte! O armer Roland, du tapferer Medicinheld, die Ausichten sind sehr trübe, trotzdem geschrieben steht: wer sucht, findet.

Es wird unter den angegebenen Umständen nicht auffallen, daß seine Thätigkeit im Dorfe Schallhausen schon binnen vier Wochen eine große Ausdehnung gewonnen hatte. Selbst in der Umgegend erscholl bereits der Name Roland als der eines Wunderdoctors. Anlaß zu dieser Benennung gab sowohl seine Geschicklichkeit Krankheiten zu erkennen, als auch seine abweichende Kurmethode. Man leitete namentlich die Geschmacklosigkeit der winzigen Arzneidosen von einer Bekanntschaft mit übernatürlichen Mächten, mit Fluß- und Waldgeistern ab. Hierzu kam die wirklich unerhörte Billigkeit von 6 Pfennigen für ein Pulver, so daß selbst bei einer langwierigen Krankheit die Kosten nie über einen Thaler stiegen.

Um indessen der Gefahr einer Anzeige seiner unerlaubten Kuren und in Folge davon stattfindenden Bestrafung vorzubeugen trug er sich seit seiner Ankunft in Schallhausen mit dem Plane, unter den Dorfbewohnern einen Verein sich selbst kurirender Homöopathen ins Leben zu rufen. Für einen bestimmten Beitrag jedes Mitgliedes sollte Arznei in einer gemeinschaftlichen riesigen Hausapotheke angeschafft werden. Er aber, obgleich nach wie vor der Medicin bestimmende und ausgehende Arzt erschien dann nur als ein Verwalter der Vereinsachen und stand gegen eine etwaige Anklage geschützt da. In der That waren die Früchte seiner Kuren sehr schnell gereift. Man schlug sich um die Ehre Mitglied die-

ses Vereins durch Erlegung eines harten Thalers zu werden. Und auch der Bedingung, daß sich jedes Mitglied verpflichte seinen Allopathen bei irgend welcher Krankheit zu Rathe zu ziehen, fügte man sich bereitwillig. Denn die Vortheile, welche dem sofortigen Beitritte entsprangen, waren sehr bedeutend. Jedem Mitgliede wurde das Pülverchen nur zu fünf Pfennigen angerechnet, die später eintretenden Mitglieder aber erlangten diese Begünstigung nur durch Erlegung eines Eintrittsgeldes von zwei Thalern. Mit welcher übergroßen Eifer Herr Roland die Ausarbeitung der Statuten besorgt hatte, geht schon aus seiner Hast hervor mit der er die zwölffmalige Abschrift derselben in Tracturschrift ausführte.

Am dem Abend des folgenden Tages nun, als er den zweiten Besuch bei Breithaupt ausgeführt hatte, sollte die feierliche Verbrüderung und Taufe des Vereins stattfinden. Festordner und Festleiter war Herr Roland, der den Tag über aus dem Hersagen der Festrede fast nicht herauskam. Diese Rede aber hielt der Homöopathieapostel ohne — Stottern über das Thema: „es lebe die Homöopathie, Tod der Allopathie“ und in einem hochtrabenden Pathos, so daß er nach dreiviertelstündigem Reden den begeisterten Lebehochs und dem unausgesetzten Händeschütteln fast erlag. Alsdann aber fand die feierliche Taufe statt. Der Verein erhielt den Namen: „Homöopathischer Gesundheitsverbrüderungsverein.“ — Nachdem nun dieser Name mit zollhohen Buchstaben auf den großen Vereinsbogen gemalt und sämtliche Mitglieder darunter verzeichnet waren, wurde ein vom Herrn Lehrer selbst gedichtetes Lied nach der alten bekannten Melodie, „Ach immer Treu und Redlichkeit“ gesungen, dessen erste Strophe folgendermaßen lautete: — „Ich übe Treu und Redlichkeit, ich bin Homöopath und weiche keinen Finger breit dem dummen Allopath!“ — Durch die darauf folgende Ernennung des Vorstandes, an dessen Spitze natürlich Herr Roland trat, erhielt der Verein das nothwendige Aussehen, die Erwählung aber eines Bobstfahrtsauschusses wurde in Aussicht gestellt, sobald der Verein erst in voller Blüthe stände. Herrn Rolands Genialität aber zeigte sich jetzt im hellsten Lichte. Er zog seine Hausapotheke und legte jedem Mitgliede einige Körnchen von einem die Verdauung befördernden Mittel auf die Zunge, damit der Aerger

über die Quacksalbereien der Todesdoctoren, wie die allopathischen Aerzte genannt wurden, die regelmäßige Thätigkeit der Verdauungswerkzeuge nicht hemmen könne. Indessen blieb der große Triumph des Herrn Roland nicht ohne nachtheilige Folgen. Die unerträgliche Hitze des Vereinszimmers gebot die Oeffnung der Fenster. Diese Oeffnung aber lockte Lauscher an und unter ihnen auch den schon früher erwähnten Herrn Zeißig, das Factotum des Doctor Breithaupt. Er nahm sich die Freiheit, die Absichten des Vereins zu erhorchen. Denn als Feind der Homöopathie trat er auch der Verbrüderung feindselig entgegen. Seine Feindschaft aber stützte sich auf die allergediegensten Gründe. Als wohlbestallter Dorfstratger übte er nämlich neben dem Geschäfte des Bartabnehmens noch nach Vorschrift des Arztes die niedrigste medicinische Praxis aus, als da ist: Aderlassen, Schröpfen, Blutigelsetzen, Zähneausziehen u. s. w., eine Thätigkeit, welche ihm einen sehr einträglichen Erwerb verschaffte und nach fünfzigjährigem treuen Dienste die Ernennung zum Sanitätsrath in Aussicht stellte; mit der Erlangung dieses Titels schmeichelte er sich nicht wenig. Wie ein vernichtender Blitzstrahl fuhr nun das Bestreben des Vereins in seine erwerbreiche Thätigkeit. In die Erde hätte er vor Aerger sinken mögen, als ihm durch das offene Fenster ein lang anhaltender Jubel entgegenschallte, welcher nach Rolands Bemerkungen dem großem Triumph der Homöopathie über die alte Kurmethode galt; daß nämlich fortan kein Tropfen Blut zur Heilung einer Krankheit vergossen werden sollte. So setzte Herr Roland exempli causa aneinander, daß die Lungenentzündung, welche die dummen Allopathen nur durch einen zur rechten Zeit angewendeten Aderlaß beseitigen könnten, von ihnen, nämlich der Homöopathen ohne einen Tropfen Blut durch wenige Körnchen auf der Stelle geheilt werde. Dieser Jubel erschreckte Herrn Zeißig. Sein Urtheil war gefällt. Fortan seinen Erwerb nur aus dem Bartabnehmen ziehen zu sollen erfüllte ihn mit entsetzlichem Grimme. Er eilte nach Hause, setzte sich an seinen Schreibtisch und fertigte so gut es seine geringe Schreibfähigkeit gestattete ein Actenstück aus, in welchem er nichts Geringeres darlegte, als eine Anklage gegen den Lehrer Roland wegen unbefugten Geschäftsbetriebs. Auf die Festung müsse dieser

Mensch, der andern ehrlichen Leuten das Brod nehme und sich seine kraftlosen Zuckerpulverchen unverschämt theuer bezahlen lasse, geschickt werden, damit Ruhe im Lande erhalten und dem anrüchlichen Zwecke verfolgenden Vereine ein schnelles wohlverdientes Ende bereitet werde.

Bereits in der siebenten Stunde schellte es am nächsten Morgen am Hause des Doctor Breithaupt. Herr Zeißig begehrte Einlaß, um seinem geehrten Gönner die Anklageschrift zur weitem Beförderung an die Justizbehörde anzuvertrauen. Was die Gönnerschaft betrifft, so sei bemerkt, daß zwischen Dr. Breithaupt und dem Herrn Dorfstratiker ein Abkommen folgender Art festgesetzt war. Alle Kranke, die nur irgend zur Annahme eines guten Rathes fähig waren, bestimmte letzterer sich der Kenntnisse des Doctor Breithaupt zu bedienen, da er ein medicinisches Licht sei, wie ein zweites auf der Erde noch nicht gegläntzt habe. Der Erkenntlichkeit wegen ernannte nun der Doctor Herrn Zeißig zu seinem Hauptadlerasser, Schröpffkopffseher u. s. w. und verordnete, wie die spottfüchtige Jama behauptete, bei allen Kranken, gleichviel ob ein Blutablaß anwendbar oder überhaupt zuträglich war -- einen Adlerlaß. Sei dem, wie ihm wolle; die Art und Weise, wie Herr Zeißig diese Verordnungen ausführte namentlich aber die Handhabung des Adlerlaßschnavvers entschädigten selbst für einen unthätigen Blutverlust, so daß Frau Jama sehr Unrecht that, diese Handlungsweise des Doctor Breithaupt als eine verwerfliche an die große Glocke zu schlagen.

Erwägt man nun, daß diese gediegenen Kenntnisse des Herrn Zeißig Zeugniß von seiner frühern Thätigkeit als Aufwärtergehilfe in einem Lazareth ablegten, so wird man die Schmach einsehen, welche ihm von dem homöopathischen Vereine durch die Beinträchtigung seines Erwerbs zugesügt wurde. Und mit Berücksichtigung dieses Umstandes und des in der Rede gethanenen Ausspruchs des Herrn Roland, daß binnen kurzem durch die große Ausbreitung der Homöopathie alle allopathischen Aerzte brodlos im Lande umherlaufen würden, faßte Breithaupt nach den von Zeißig gegebenen Daten eine Anklageschrift ab, wohlunterzeichnet von sämtlichen, in der Stadt seßhaften, Doctorchen und Chirurgen. In der Mitte all dieser Namen aber prangte der zollhohe und

mit einem dicken Strich versehne Breithaupt, als wollten die Buchstaben ausrufen; seht hier den ächten Doctor! Ein krähenfußartiges Gefrigel stellte den Namen Zeißig von, dem die Titel: approbirter Dorfbartscheerer, Adlerasser, Schröpffkopffseher u. s. w. zugesügt waren. Außer sich vor Freude über diese Schwarz auf Weiß stehende Titulatur, führte Herr Zeißig in seines Gönners Zimmer Sprünge von mehreren Fuß Höhe aus, jubelnd hervorstoßend; „wir fassen ihn, wir fassen ihn!“

„Ich hoffe es, Freund Zeißig.“

„Lieber Herr Dr. Breithaupt sollte es nicht gelingen, ihn durch die Anklageschrift zu fassen, so legen wir ihm Schlingen: verstehen Sie mich? wir legen ihm Fallstricke!“

Fragend schaute ihm zwar Herr Breithaupt an, fügte aber schnell hinzu: „ja wohl, dann legen Sie ihm Schlingen, ei freilich Fallstricke!“

Mit Wiederholung dieser mysteriösen Bemerkung sprang Herr Zeißig zur Stubenthür hinaus, nahm sich die Freiheit, Fräulein Amalie auf der Treppe gönnerhaft die Wangen zu kneifen und hüpfte fast konnte man sagen im Zeißigtritte durch die Straßen der Stadt seinem lieben Wohnorte Schallhausen zu.

V.

Der sehr schlau angelegte Plan, Roland in Schimpf und Schande zu stürzen erlitt durch Herrn Zeißigs eigene Unvorsichtigkeit einen kleinen Stoß. In dem Freudentaumel über den zu hoffenden Erfolg brüstete er sich nämlich mit seiner Handlung, schwatzte mit dem und jenem von der Strafe, die der Lehrer zu erleiden haben würde und ruhte nicht eher, bis nach dreien Tagen schon im ganzen Dorfe die Kunde von der abgesandten Anklageschrift verbreitet war. Nichtsdestoweniger zeigte sich Roland trotz seiner straffälligen Handlung des Medicinertheilens nicht bestürzt. Im Gegentheil legte er in einer außergewöhnlichen Versammlung die Gründe dar, daß die Verbrüderung durch den schmählichen Angriff die nöthige Weiße der Berechtigung erhielt. Triumphirend wies er darauf hin, daß jede gute Sache in gewisser Beziehung ein Märtyrthum erdulden müsse und gerade dieser erbärmliche Angriff bezeichne ihre Sache als eine gute. Doch aber stellte

man zur Vorbeugung jedes Uebels den Verein unmittelbar unter den Schutze eines homöopathischen Arztes in der einige Stunden entfernten Hauptstadt. Auf diese Weise erschien Roland nur als eine Mitperson zwischen dem Arzte und den Mitgliedern, trotzdem er nach wie vor die Seele des Vereins war, nach seinen homöopathischen Lehrbüchern die Krankheiten zu erkennen suchte, die Medicin bestimmte und nur in zweifelhaften, schwierigen und lebensgefährlichen Fällen den Rath des Arztes einholte.

Pflichtmäßig eilte Herr Zeißig tagtäglich in die Stadt und meldete unter der Rubrik Unglücksfälle die zuletzt dem homöopathischen Vereine beigetretenen Mitglieder. Doctor Breithaupt vernahm diese Aufzählung mit immer größerem Unwillen, denn mit der Vermehrung der Vereinsmitglieder schwand die Zahl seiner Tropfenabnehmer. Und da auch Herr Zeißig an diesem Verluste als wohlbestallter Tropfenhausirer Theil hatte, so fielen tagtäglich die herbsten Worte gegen den Verein. Der einzige Trost, welcher den Gedanken an einen baldigen Bankerott des Tropfengeschäfts verschonen konnte, beruhte auf der sicherlich sehr strengen Untersuchung gegen die Zwecke des Vereins. Beide, Zeißig und Breithaupt, aber fehlten darin, daß sie diesen Trost so oft und so laut aussprachen, bis Amalie Argwohn schöpfte und für die Freiheit ihres freundlichen Reisegefährten besorgt wurde. An ihn fesselten sie ja die Bande der Dankbarkeit; und freundliche Erinnerung hielt ihm ein Plätzchen in seinen Herzen offen. Wer will daher mit ihr rechten oder ihr wohl gar einen Vorwurf wegen Mangel an Schicksalsgefühl machen, daß sie sich eines Tages hinsetzte und Herrn Roland in einem Briefe Winke über die gegen ihn angezettelte Gefahr zukommen ließ. Zu diesem Schritte trieb sie nichts als ein Zug allgemeiner Menschenliebe. Vor seiner Ankunft in Schallhausen nämlich war die Schuljugend wegen ihrer großen Verwilderung in der Umgegend berüchtigt. Doch seit seiner Schulstockführung im Dorfe hatte eine bedeutende Quantität Zucht und Ordnung bei den Knaben und Mädchen Eingang gefunden. fand nun eine Untersuchung wohl gar eine Amtsoversetzung des Lehrers statt, so mußten die unausbleiblichen Folgen dieses Vorganges in der wieder überhandnehmenden Zuchtlosigkeit hervortreten. Und diese Möglichkeit erwog Amalie,

bevor sie die Feder ansetzte, sonst würde sie schwerlich der Schicklichkeit zuwider an ein männliches Wesen zu schreiben gewagt haben.

Dieser Brief hätte Rolands Entschluß, gegen eine mögliche Untersuchung seiner medicinischen Thätigkeit Vorsichtsmaßregeln einzuleiten, zur Reife bringen müssen. Denn die zierliche Handschrift desselben wetteiferte mit den zierlichsten Bitten und naivsten Befürchtungen, so daß er das Schreiben, wie mit magischer Kraft zu demselben gezogen, stets bei sich trug, wohl zehnmal des Tags aus der Tasche nahm, las, wiederlas und durch die Wiederdurchlesung das abermalige Verlangen ihn zu lesen, in sich verspürte. Beitragen mochte hierzu auch wohl die namenlose Unterschrift, welche ihn zu fortwährenden Vermuthungen über die Urheberschaft veranlaßte, Vermuthungen, welche wenn auch im Allgemeinen ganz fruchtlos, doch einen sehr nützlichen Denkprozeß beförderten. Die weiblichen Schriftzüge befunden eine gewisse Zartheit, welche den männlichen gewöhnlich abgeht. Rührte nun des Briefes Urheberschaft von einem Manne, so war es ein weiblicher Mann; ging sie aber von einer Vertreterin des schönen Geschlechts aus, so war es eine Jungfrau von schönem Antlitze, wohlgefälligen Formen, liebreichem Charakter und strengen Sitten — in Summa ein Verein von Vorzügen, welche selbst ein homöopathistisches Naturherz wie das des Herrn Roland mit einem Sehnsuchtsgefühl erfüllen mußte. Zu diesem gesellte sich noch das unbestimmte Gefühl, es sei nicht gut, daß ein Mensch allein die Wirthschaft führe, in demal Männlein und Weiblein ein von der Natur befohlenes Pärchen bilden sollen. Essen kochen, Ofen heizen, Stube auskehren und sonstige häusliche Geschäfte besorgen, ist nicht Sache des Mannes. Herr Roland aber mußte sich dieser niedrigen Geschäfte selbst unterziehen, wenn er ein einigermaßen erträgliches Leben zu führen beabsichtigte. Denn die als Haushälterinnen angestellten Dorfdienerinnen stellten in seiner Wohnung verkehrte Welt oder doch wenigstens babylonische Verwirrung her. Da that sich auf die Schranke seines Gedächtnisses, Bienen gleich brach der Schwarm der Gedanken hervor, um an die frühern Aufenthaltsörter Rolands zu eilen, an wohlbekanntesten Häusern anzuklopfen, durch offene Fenster in die Zimmer junger Mädchen zu schlüpfen, schönen Frau-

lein durch die Augen in das Herz zu schauen, feurigen Brünnetten die Wangen zu streicheln, Blondinen Handküsse zuzuworfen, und tausend kleine Erinnerungen an Wasserfahrten und Lustpartien aufzufrischen — umsonst, überall abgestoßen, nirgends angezogen kehrten sie heim und widersezten sich entschieden seinen Bitten in Schallhausen selbst oder Umgegend den erwünschten Magnet zu suchen. Nur zwei nachlässige Bursche von Gedanken hatten den Rückweg nach Schallhausen der Bequemlichkeit halber mit der Postkutsche ausgeführt und stürzten im Städtchen K. angelangt, einem Wasserfalle gleich in das Breithauptische Haus, klammerten sich an Amalies Augen und zündeten in ihnen zwei Fackeln an. Mit Windeseile aber drang die auflodernde Flammengluth durch Wände und verschlossene Thüren hin zum Herzen des Lehrers von Schallhausen, die Sehnsuchtsgeföhle zu einem Brande entzündend, daß Roland die heißen Qualen kaum zu ertragen vermochte. Da setzte er sich und suchte die unbestimmte Sehnsucht in eine bestimmte Form zu fassen, er schrieb an Doctor Breithaupt einen Brief, in optima Forma um Amalies Hand werbend.

Wer hätte denken mögen, daß in seinem Busen irgend ein anderes Gefühl als das für die Homöopathie Raum finden konnte! Aber solche Folgen ergeben sich, wenn man einer Wirthschaft vorstehen soll und doch die zu ihrer Führung nöthigen Kenntnisse nicht besitzt. Man läßt sich von einer Sehnsucht zu einer Liebeserklärung verleiten! Jedoch Herrn Roland trieb zu diesem Schritte auch sein Apostelamt. Denn wenn er auch den Doctor Breithaupt nicht befehlen konnte, von seinem Schwiegervater Breithaupt durfte er sofortige Befehring zur Homöopathie als gewiß voraussetzen. Und welcher glänzende Triumph für ihn, einen auf der Universität gebildeten Arzt durch seine Bemühung zur Fahne der guten Heilmethode schwören zu sehen.

Troßdem sich aber der Brief in Begleitung eines riesigen Blumenbouquets in das Breithauptische Haus einschmeichelte (eines Straußes von Rosen, Georginen, Lilien und vielen andern Blumen, welche allesammt eine Versünbildlichung der Sehnsucht des schwachenden Roland abgeben sollten) erhielt er eine nur sehr kühle Aufnahme. Von dem Empfänger, dem Herrn Doctor, gelesen, vernichtete ihn ein Urtheilspruch.

Zuerst geviertheilt, dann gehunderttheilt und bis zu den kleinsten Fegeln zerstückelt, genoß er das Vergnügen in alle Windrichtungen zu flattern. Den schönen Blumen indeß bereiteten Amalies zarten Hände ein liebe reicheres Geschick. In einem sauber geschliffenen und zur Hälfte mit Wasser gefüllten Krüge als liebe Erinnerungszeichen prangend schienen sie dem wechselvollen Schicksale, welches soeben ihren Reisegefährten, den Brief betroffen hatte, zu trogen. Aber ohne Schutz von weiblicher Seite würden sie schwerlich dem herben Geschicke entgangen sein. Schon ballte sich des Doctors, in Bezug zu solchen schwachen Geschöpfen wie den Blumen, Riesenfaust, schon sprühten seine Augen giftige Blicke über die unschuldigen Gegenstände einer geheimen Sehnsucht, schon donnerte gegen sie ein entsegllicher Fluch; da trat Amalie einer Heldin gleich mit ausgebreiteten Armen vor den Blumenkrug und schlug jeden Angriff des Vaters siegreich ab. Die Vereitlung aber seines Veruchs, die Blumen dem Verderben zu reichen, erzeugte eine noch größere Wuth gegen den Absender derselben. Daher floß denn in das Antwortschreiben mit der Tinte Gift und Galle, so daß das Papier mit bitterem Herzenswasser getränkt zu sein schien. Ein Motto fehlte; aber das unfehlbar richtige lautete: auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. Denn wie fein auch das Werbeschreiben stülisirt, wie sauber geschrieben, wie zart die Nothwendigkeit der Verbeirathung angedeutet sein mochte; ja troßdem es all und jeder Anspielung auf Homöopathie entbehrte — nebenbei gesagt, von Herrn Roland eine rücksichtsvolle Aufopferung, die bei Breithaupt wohl eine größere Würdigung verdient hätte; denn im gewöhnlichen Umgange schien jener unfähig, zehn Worte ohne Anspielung auf Homöopathie oder medicinische Zustände zu sprechen — Breithaupt faßte einen von Grobheit strogenden Antwortsbrief ab. Nein und abermals nein, lautete eine Stelle, nie und nimmermehr, und wenn Sie 100,000 Thaler Vermögen besäßen, erhalten Sie meine Tochter zur Frau. Die massenhaften Striche unter der Zahl 100,000 schienen jedoch anzudeuten, Roland solle nur eine größere Summe als die bezeichnete aufzählen, und sein wäre die Tochter.

Je näher dem Ende, desto unstatthafter die Ausdrücke und Anspielungen. Es schien, als ob Breit-

haupt in dem Briefe die ganze Skala der Grobheit und Rücksichtslosigkeit habe erschöpfen wollen. Genau genommen bestand das bogenlange und mit kaum lesbaren vierschrötigen Buchstaben besäte Schreiben aus Variationen in Schimpfredenform über das Thema: Roland Sie sind ein Narr. Wahrlich eine große Portion Gutmüthigkeit war erforderlich, um den Schluß verdauen zu können. Denn allda stand: Um nun auch einmal die Homöopathie anzuwenden, rufe ich Ihnen den Wahlspruch derselben *similia similibus* zu, Worte, die ich folgendermaßen auszu-legen mich erühne: „zu einem Narren gehört eine Narrin.“ Daber erhalten Sie meine Tochter nicht. Wonach sich zu richten! — Dr. Breithaupt. — Dieser Unterschrift mangelte der bewußte dicke Strich nicht. Nur Schade, daß der Effect, welchen er unfehlbar hervorgebracht haben würde, hätte er allein am Schlusse des Briefes geprangt, durch einige unterzeichnet Stricheln und Häkchen vermindert wurde. Die Urheberchaft derselben leitete auf Herrn Zeißig, den approbirten Dorfbarthelemer, welcher in seiner Eigenschaft als Factotum des Breithaupt'schen Hauses sich wie tagtäglich so auch heute gerade zu dieser Stunde im Hause befand. Die Striche sollten einen jovialen Einfall gemäß den schwachen Versuch eines in Kanzleischrift ausgeführten großen B. sein. Leider blieb die Fortsetzung in Folge einer derben, wenn gleich scherzhaften Ohrfeige von der Hand des erzürnten Doctors ungeschrieben. Herrn Zeißigs Absicht aber war gewesen, dem Briefe mit den Worten — Vorstehendes bescheiniget pflichtmäßig Zeißig, Dorfbarthelemer — die nöthige Beglaubigung zu ertheilen. Für das vereitelte Unternehmen jedoch entschädigte er sich durch Ueberbringung des Briefes an Roland. Einem Storche gleich spazierte er in Schallhausen ein, trippelte in Rolands Wohnung, riß ohne nach dem Anklopfen den Hecleinruf abzuwarten in die Stube, nahm die Müze — nicht ab, warf das große Schreiben dem auf dem Sopha sitzenden Empfänger fast ins Gesicht und eilte, wie er gekommen, nur mit einem fecken Nasentrümpfen zu Thür hinaus.

O, der unglückliche Roland, der Held von Schallhausen! Niedergedonnert vom Inhalt des Briefes, von Behmuth erfüllt sowohl über die hoffnungslose abschlägige Antwort als auch über die Erzgrobheit des Styls saß er und übte seine Geschicklichkeit im

Auf- und Zumachen der Tabaksdose — nebenbei gesagt, ein Zeichen tiefster Trauer. Zween Gründe aber riefen vornehmlich seinen Schmerz hervor. Erstens nämlich hatte er diesen traurigen Ausgang auf seine hoffnungsvolle Bewerbung nicht vermuthet und zweitens ging ihm jetzt das Bewußtsein seiner Liebe zu Amalie vollständig auf. Jedoch wie Held Roland, sein Namensvetter, kämpfte er gegen seinen Schmerz durch stündliches Einnehmen eines schmerzstillenden Mittels, und daß er nicht dem Uebersalle seiner thänenreichen Gefühle wie jener Held im Thale Roncevalles den Streichen der Feinde erlegen ist, verdankt er wahrscheinlich nur — der Hausapotheke. Denn in der Verwirrung stieß er heftig an den Tisch. Das Kästchen flog auf den Fußboden und im Nu schien die Stube mit Zuckerkörnchen bestreut.

(Fortsetzung folgt.)

Poesie-Briefe.

4.

Gewiß ist es, daß eine ursprüngliche Dichterkraft durch nichts, durch keine äußern Einflüsse gehemmt werden kann. Daß aber die äußern Einflüsse auf den Poeten rückwirken hat wohl noch kaum Jemand ernstlich bestreiten mögen. Ein lebendiges Beispiel in der Gegenwart ist Friedrich Hebbel, dessen erste und lange Zeit alleinige Lectüre die Bibel und die Chronik seines Heimathlandes Dithmarschen gewesen sein soll. Und wie lange — nachdem der junge Dichter in München und Heidelberg seine Studien gemacht, haben diese beiden Bücher fast allein seiner Phantasie allen Stoff gegeben, sie allein beschäftigt! — Doch nicht von Friedrich Hebbel sollte hier gesprochen werden; vielmehr gilt dieser Brief den gegenwärtigen Dichtern des Rheinlandes. — Der Einfluß, welchen die Anschauung und die Welt in der sie lebten auf sie und ihre Poësie ausübte, kann nicht geleugnet werden, und daß der Rhein und seine Gauen gleich dem sonnenhellen Franken und Thüringen und noch besser als Schwaben eine wahre Poetenheimath ist, gehört zu den allbekanntesten Thatfachen. Hier sind die Dichter eben „Dichter“ geblieben und nicht — „Literaten“ geworden; hier kann man sich dem Wahne noch hingeben die Harfe sei noch Harfe und wird nicht sofort daran gemahnt, daß ein schnöder Gänsekiel ihre

Stelle vertritt. „Hier ist das Land der Jugend und des Lebens!“ heißt es in dem bekannten „Rhein-, Wein- und Wandermärchen“ Otto Roquettes, eines jungen Dichters der Gegenwart, der nicht recht eigentlich dem Rheine angehört, aber gleich so vielen Andern an seinen Nebengestaden Begeisterung empfangen hat zum ersten, wahrhaft gelungenen Schaffen.

Der Rhein hat immer und allezeit als Stätte der Poesie gegolten. Sehen wir ganz ab von dem ritterlichen Sängertume, dessen Wiege er in jener Zeit war, als die Hohenstaufenkaiser über die Erde leuchteten und beginnen wir nur bei der zweiten klassischen Epoche unserer Nationaldichtung. Alle die Heroen derselben haben zum Rheine in Beziehungen gestanden: Gothe gehört ihm an; Schiller hat in Mannheim seine ersten glücklichen und freien Stunden verbracht und selbst als er in der zweiten Dichterheimath, in Thüringen seine Stätte gefunden noch manchmal von einer Niederlassung am Rhein geträumt. — Daß die Romantiker zum romantischsten aller Stromgebiete sich hingezogen fühlten, war natürlich: in Heidelberg dichtete Eichendorff; sammelten Clemens Brentano und Achim von Arnim des „Anaben Wunderhorn“, am Rhein lebten die Schlegelbrüder, und als einer nach dem andern, der zu den Dichtern zählte, hinwegging, blieb noch Karl Immermann in Düsseldorf und bewies zuletzt in seinem Schwanensange „Tristan und Isolde“, daß er alle Lebensfülle am Rhein in sich gezogen und eben darum dem Geiste Gottfried von Straßburgs die Hand reichen durfte. —

Welch ein reiches poetisches Leben entfaltete sich am Rheine wieder in den ersten vierziger Jahren. Damals als Gottfried und Johanna Winkel in Bonn den „Marsläserbund“ um sich sammelten, als Gottfried Winkel im „Otto der Schütz“ allen Glanz und Duft und Jubel des Rheins einigte. Zur selben Zeit war es, wo unter dem Rußlaub von St. Goar Emanuel Geibel und Ferdinand Freiligrath ihrer neu gewonnenen äußern Sorgenlosigkeit froh wurden, wo Freiligrath in seiner jungen Ehe glücklich war und noch die ganze Welt hätte ans Herz drücken mögen, die er dann im *ca. ira* verfluchte!

Daß das alles so kurz, so vorübergehend sein mußte! Denn leider wurde die alte Sage des Rheins: die von der Turlei wahr! — Nur lockte die Turlei, wie sie diesen Dichtern erschien nicht mit einer „wundersamen Melodei“, sondern mit ziemlich wüstem Lärm, und golden war ihr Haar auch nicht, sondern roth und vor solchen

Haar soll man sich schon dem alten Volksglauben zufolge hüten. Es war mit einem Worte die Politik und ihr fielen zwei herrliche Dichterkräfte Winkel und Freiligrath zum Opfer!

Unter allen, die in jenen Tagen am Rhein gedichtet, steht heute nur noch einer in alter Frische, alter Kraft — oder vielmehr in immer neuer Frische, neuer Kraft vor uns. Das ist Karl Simrok. Simrok ist Niemand unbekannt geblieben, der überhaupt die Dichtkunst beachtet; wie könnte auch der Uebertrager unserer Nationalleben der Nibelungen und der Gudrun, der Uebertrager des Hartmann von Aue, des Walthar von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach — der dichtende Wiederhersteller der Sagenkreise von den Amelungen und Biland dem Schmied unbekannt geblieben sein! — Aber weniger als der Uebertrager, (der, wie in den letztgenannten „Amelungen“ und „Biland der Schmied“ oft eben auch nach alten Andeutungen und einzelnen Bruchstücken neue Epen dichtete) ist der selbstständige Dichter Karl Simrok bekannt geworden.

Simroks lyrische Gedichte sind allerdings nicht recht eigentlich originell. Gewiß aber sind sie einer Reihe von lyrischen Lieblingsdichtern des Publikums vorzuziehen und dem Freunde wahrer, gesunder und sinniger Empfindung zu empfehlen. Es ist in Simroks Lyrik etwas Göthisches, eine Klarheit, die sehr wohlthuend wirkt, da sie weit von dem, was man oft mit Klarheit verwechselt, von Platttheit entfernt ist. Auch der Humor, aber nicht der ägende berlinische Heines — sondern eben der, welcher rheinländisch genannt zu werden verdient, steht Simrok zu Gebote: einer lebenswürdigen Schalkhaftigkeit verdanken viele seiner Lieder ihre Entstehung.

Höher als der Lyriker steht der Epiker Simrok. Auch das ist ein Verdienst. So wenig ein Theil und zwar der größte unserer jungen Dichter darauf eingehen wird, so sehr ist es gewiß, daß in der erzählenden Dichtung, der Beweis geliefert werden muß, wie weit die Gestaltungskraft und das Talent überhaupt reiche. Eben die Stoffarmuth eines großen Theiles der jungen Poeten ist ihr testimonium paupertatis überhaupt. Gewiß fühlt auch jeder ächte Dichter und wenn er der berufenste, der bedeutendste Lyriker wäre in sich den Drang über die Welt der Lyrik hinausgehen. (Rückerts kleines Epos „Kind Horn“, Geibels „König Sigurds Brautfahrt“ — Lenaus Epen und kleine erzählende Gedichte u. liefern Beweis hierzu. Die Genannten sind Könige der

Lyrik und mochten sich doch nicht — und das zu ihrem eigenen besten — mit dieser ursprünglichen Heimath begnügen) — Simrofs erzählende Dichtungen, seine Balladen und Romanzen (unter denen einige wie z. B. die vom König Rothar Meisterstücke sind) ebenso wie seine Legenden sind es, welche uns veranlassen, in diesen „Poetiebriefen,“ in denen nur vom wahrhaft Erfreulichen der Gegenwart die Rede sein soll, seinen Namen mit besonderem Nachdruck zu nennen.

Karl Simrok hat eben jetzt (Bonn, bei Weber) eine Sammlung seiner „Legenden“ erscheinen lassen. Es kann nicht unsre Absicht sein, die große Zahl dieser schönen Dichtungen zergliedernd und analysirend hier aufzuführen. Vielmehr wollen wir uns absichtlich darauf beschränken, die Versicherung zu geben, daß Simrok in fast allem jenen schönen poetischen Ton, der im Volks derartige Legenden entstehen und durch Traditionen fortleben ließ, getreulich wiedererziegelt. Nur ein Dichter, den das Mark einer Zeit genährt, die zwar von innigem Gottvertrauen durchdrungen war, dabei aber von der Fülle der Kraft, der Schönheit und der Liebe strögte, nur ein Dichter wie eben Karl Simrok konnte die Alivve vermeiden, die jedem Legendendichter unserer Gegenwart in der neumodischen Trömmerei und Bigoterie entgegensteht. Ja — erst wenn man wieder den vollen Genuß dieser Dichtungen gehabt, erst dann empfindet man den vollsten Grimm gegen Hedwig, Besquignolles und ihre ganze Schule, welche die Säger des Mittelalters (als deren Nachfolger sie gelten möchten und deren Schatten sie doch kaum sind!) so mißverstanden haben und nach plastisch schönen Originalen dämmernd verzerrte Copieen schaffen konnten. Simrok, wo er als selbstständiger Poet, wie hier in den „Legenden“ auftritt — Simrok zeigt sich der Schule Wolfsrams von Eschinbach und Gottfried von Straßburg würdig — nicht jene Pfalterhelden! —

Unter den neuen rheinischen Poeten hat mit vollem Rechte Wolfgang Müller von Königswinter die größten Erfolg: gehabt, und es ist eine erfreuliche Wahrnehmung, daß er eben zu diesen Erfolgen gelangen konnte, daß auch für eine so wahrhaft gesunde, poetische, schöne Kraft noch Boden und Platz genug vorhanden ist. Wolfgang Müller hat viel producirt, seine „Gedichte“ sind mehrfach gesammelt und aufgelegt worden, in den Düssel-dorfer Künstleralben, die er redigirte und auch sonst war er immer „der liebenswürdige Unvermeidliche

am Rhein,“ wie ihn Max Waldau trefflich genannt hat. Unter allen seinen Werken nun sind es vorzüglich zwei epische Gedichte, die ihm den Lorbeer des Rheinsängers brachten. Wir meinen: „die Maieukönigin,“ eine rheinische Dorfgeschichte in Versen, und „Prinz Minnewin“, ein Sommerabendmärchen in zehn Romanzen. — Die Gründung der „Maieukönigin“ zwar hat mancherlei Mängel, aber das Detail ist dafür um so vorzüglicher, die Schilderung des freien, frohlichen Volkslebens am Rhein ist prächtig, dabei hat die Erzählung im Gedicht einen stetigen Fluß und wird durch Naturschilderungen u. s. w. nur veredelt und decorirt — nicht überwuchert. Ein gleiches — ja in erhöhtem Maße läßt sich vom „Prinz Minnewin“ behaupten. Die „Märchenwelt“ in die uns Wolfgang Müller in diesem Poem führt, hat gleich dem alten unverfälschten Volksmärchen Fleisch und Blut. Und dabei ist wieder die Ausführung so sonnig heiter, so frisch und farbenvoll, wie man es nur wünschen mag und wie es eben wahrhaft erquickt. Dies Gedicht war würdig dem edeln — leider der Poetie zu früh geschiedenen — Max Waldau gewidmet zu werden und über dasselbe können wir nur ein Rheingedicht Gottfried Kinkels classisches „Otto der Schütz“ stellen. Wolfgang Müller nähert sich, wie wir hoffen, erst dem Zenith seines Schaffens und wird in demselben uns vielleicht Werke geben die „Prinz Minnewin,“ wenn nicht übertreffen, so doch demselben zur Seite stehen.

König Stephan der Heilige.

Seu

Adolf Hübner.

Denn solche Gönnerlein birnt einen König, —
Berath, der nur erdicht, was er gewillt,
Zieht ab von keinem Willen.

Shakespeare.

Stephan, Ungarns edler König,
Der, gepriesen tausendköinig,
Sieberoll bei Tag und Nacht
Für sein Volk zehert, gewacht,
Tag erschwert allein im Saale,
Wo aus gold'ner Amvelschale
Sich gedämpfter Schein ergeh
Und sein Silberhaat umfließ.

Da in nächt'ger Räuber Weise,
Weit aus schreitend, furchtsam leise,
Von der Schwelle Marmorstein
Trat ein Meuchelmörder ein,
Tappt im Dunkeln, strauchelt irrend, —
Jäh entfiel das Schwert ihm klirrend,
Daß es dumpf und schauervoll
Von den Wänden widerscheß.

Und der König hub beim Klange
Auf vom Lager seine Wange,
Lauschte mit gespanntem Ohr,
Blickte festen Muths empor,
Sprach im sanften Mahnungstone,
Wie ein Vater zu dem Sohne,
Würdevoll in ernster Ruh':
„Sag, wer bist Du? — Tritt herzu!“

Da ergreift den Mörder Beben,
Nicht kann er den Blick erheben
Vor der hohen Göttlichkeit,
Die dem König Schutz verleiht.
Und von Reue tief durchdrungen
Nennt er sie, die ihn gedungen,
Kniet mit Thränen im Gesicht,
Während Stephan zu ihm spricht:

„Dich, im Bösen unerfahren,
„Will des Höchsten Hand bewahren
„Vor der blutigen Freveltthat,
„Datum preiß ihn früh und spät.
„Geh und bring den Wohlbekannten,
„Die zum Königsmord Dich sandten,
„Meinen wärmsten Friedensgruß,
„Frei im Reiche zieh' ihr Fuß!“

Feuilleton.

Zeitschwingen.

Opernaufführungen. Eine neue Oper des Pianisten Thalberg „Christina di Svezia“ ist bei der ersten Aufführung im Kärnthnertheater vollständig durchgefallen, die dritte neue italienische Oper, die in dieser Saison Triasko macht. — In Weimar fand bei der Anwesenheit der Prinzessin von Preußen eine abermalige glänzende Vorstellung von R. Wagners „Lannhäuser“ unter Lissts Direction statt; Liszt wurde durch zweimaligen Hervorruf des zahlreichen Auditoriums geehrt. — In Straßburg giebt die Kölnische Operngesellschaft Vorstellungen deutscher Opern — wie man hört mit Erfolg und Beifall.

Emil Büchner. Wir haben bereits eingemalt in diesen Blättern Gelegenheit gehabt, dieses reichbegabten jungen Componisten (der sich dem Leipziger Publikum durch Aufführung einer „Festouvertüre“, einer Overtüre zu Schillers „Wallenstein“ — dem größern Publikum aber durch eine Reihe von Liedern und Clavierstücken bekannt machte) zu gedenken. Vor kurzem sollte ihm auch die „Neue Zeitschrift für Musik“ bei Gelegenheit seiner „Lieder mit Sprüchen“ (Leipzig, C. F. Peters, Op. 15) ihre Anerkennung. Sie sagte: „mit einem tüchtigen musikalischen Fond ausgerüstet hat der Componist bereits eine Stufe der künstlerischen Entwicklung

erreicht, welche seinem Werke neben den gediegenen Clavierstücken unserer Zeit einen ehrvollen Platz sichert. Wohlansprechende Motive, eine feingewählte Harmonie, interessantes Fortführen einer aufgenommenen Begleitungsformel, kritische Wachsamkeit gegen alles Unbedeutende und Leere; guter Formensinn.“ — Wir freuen uns, hieran die Mittheilung reihen zu können, daß Emil Büchner in letzter Zeit neben einer Reihe anderer Instrumental- und Quartettwerke eine romantische Oper in drei Acten, zu der Adolf Böttger den Text geliefert, vollendet hat.

Concerte und Gastspiele. Concertmeister Ferdinand Laub hat in Prag ein sehr besuchtes Concert gegeben, in dem er sich des lebhaftesten Beifalls Seitens des Publikums erfreute. — Roger und Agnes Burv gastirten in den letzten Wochen mit glänzendem Erfolge in Frankfurt a. M. Frau Jenny Rey Bürde aus Dresden machte in London Furor, Jenny Lind-Goldschmiedt in den letzten Concerten der Saison in Amsterdam.

Poesie. Georg Fr. Daumer, der bekannte Dichter des „Hais“, hat ein neues „Liederbuch“, das sich „Polndora“ betitelt, vor kurzem erscheinen lassen. — Unter andern poetischen Erscheinungen der letzten Zeit

beansprucht ein neues Gedicht Joseph von Eichendorffs: „Robert und Guiskard,“ das Interesse jedes Freundes der Dichtkunst. Es ist nicht zu läugnen, daß an dieser kleinen poetischen Erzählung nur in einzelnen Partien der Dichters, welcher bereits der Geschichte unserer Dichtung angehört, wieder zu erkennen ist. Die Erfindung sowohl als die Ausführung lassen von dem Standpunkte aus, von welchem man gewohnt ist, Eichendorff zu beurtheilen, manches zu wünschen übrig. Beachtenswerth und fast rührend ist die Pietät, mit welcher der greise Poet den Ort seiner romantischen Jugend, sein geliebtes Heidelberg, auch in dieser kleinen Dichtung wieder zu verherrlichen sucht. — Daß in Deutschland noch immer und allwärts die Dame Gewohnheit ihr langweilig hölzernes Scepter schwingt und den Thron der legitimen Pietät usurpirt, müssen wir von Zeit zu Zeit wieder mit einiger stillen Bewunderung erfahren. So wie es nämlich in der Musik gewisse „Clasiker par tout“ giebt, so haben wir deren auch in der Poesie behalten. Unter diesem Gesichtspunkte erklärt sich das kürzliche Erscheinen einer siebenten Auflage des ländlichen Gedichts „Jucunde“ von Ludwig Theobul Rosgarten — jenem bekannten Pastor auf Rügen, der platte vossische Preite, mit rathetischem Schwulst trefflich zu vereinen verstand. *Have pia anima!* — Im Verlag der Hallbergerschen Buchhandlung in Stuttgart ist kürzlich eine Uebersetzung der Götteschen „Jobigenia“ in's Französische — von Eugen Borel — erschienen, auf die wir hiermit aufmerksam machen.

Servinus Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. G. H. Servinus hat soeben den ersten Band seiner „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ (deren „Einleitung“ seiner Zeit ebensowohl durch den berühmten Namen des Verfassers, als auch durch die bekannten Verbote Aufsehen erregte) erscheinen lassen.

Neue Belletristik. Das in Prag erscheinende (von J. L. Kober trefflich redigirte) „Album,“ jene bekannte Bibliothek deutscher Originalromane, wird rüstig fortgesetzt. In letzter Zeit erschienen unter anderm „Ein französisches Landschloß“ von Th. Mundt. Unter den demnächst darin erscheinenden Arbeiten nennen wir „Peter Pomeroy,“ einen Sittenroman von Ernst Willkomm, einen neuen Roman von Luise Otto u. s. w. — Th. Mundt's Gattin, Luise Mühlbach,

repräsentirt gegenwärtig in der Romanliteratur die Gestalt der Frau Birchoffeffer, eine solche unverwüßliche „Productionskraft“ verdient in den Annalen unserer Fabrikindustrie registriert zu werden. Abermals kündigt man einen neuen vierbändigen Roman „Joseph II. und Maria Theresia“ von ihr an. — Um von gediegenen Erscheinungen der Belletristik zu sprechen, so haben das meiste Interesse Gustav Freytags „Zell und Haben“ und Klaus Groths plattdeutsche Erzählungen „Berstellu“ erregt. Der erstere Roman erhält die allgemeinste Anerkennung sämtlicher bessern Organe der Presse; von den letztern wird bereits eine zweite unveränderte Auflage gedruckt.

Bermischtes.

Ein Geschenk für Jenny Lind-Goldschmiedt. Das Comité des jüngsten in Düsseldorf stattgehabten Musikfestes verehrte Jenny Lind, die bei demselben ohne Anspruch auf Honorar mitwirkte, zum Andenken an das Fest ein prächtiges, von dem Maler Schröder gefertigtes Albumblatt. Die Siegesgöttin des Rheines, Loreley übergiebt auf demselben ihre Harfe an Jenny Lind, die auf einer Wolke heranschwebt. An den Seiten erblickt man den Schwanenritter, Bilder aus der „Schöpfung“ und „Paradies und Peri“, Büsten von Haydn, Beethoven, Mozart, Mendelssohn und andern Meistern, oben die Wappen der drei Rheinstädte, in denen das Musikfest gefeiert wird, unten eine Ansicht von Düsseldorf.

Coriische Passionschauspiele. Eduard Derriant, der treffliche Geschichtsschreiber des deutschen Theaters, hat bekanntlich auch eine vorzügliche Schilderung des letzten Passionschauspiels, welches aller zehn Jahre in Oberammergau stattfindet, gegeben. Kobeauret, ein französischer Schriftsteller, erzählt in seinen historischen Forschungen über die Insel Corsika, von einer ähnlichen merkwürdigen Vorstellung. Dieselbe fand in Drezza unter dem Zulauf von vielen tausend Menschen statt. Was die Scenerie anbelangt, so wurden die Häuser des Pilatus, des Herodes und des Hohenpriester Kaiphas durch Zelte repräsentirt; Engel und Teufel stiegen gleichmäßig aus einer Fallthür in die Höhe. Noch mehr komisches bot die Darstellung. Als Weib des Pilatus erschien ein junger Mann mit schwarzem Barte, der Comman-

dant der römischen Soldaten trat in der französischen Nationalgarduniform auf, der Pfarrer des Orts spielte — den Judas Ischarioth. — Auch in Bezug auf das Betragen der Zuschauer soll keineswegs der Anstand obgewaltet haben, den man bei den merkwürdigen Passionsspielen in Oberammergau rühmt.

Godoy und die Geographie. In den „Foreign Reminiscences“, von G. R. Lord Holland, wird unter anderm einer großen Urkunde des vormaligen Friedensfürsten in der Geographie erwähnt, die so weit gegangen sei, daß der damalige hanseatische Geschäftsträger zu Madrid häufig officiële Mittheilungen erhalten habe, welche statt der Ueberschrift: „Villas Hanseaticas“, die Ueberschrift Isias Asiaticas geführt hätten. In diese Angabe einige bescheidene Zweifel zu setzen, dürfte wohl noch erlaubt sein, auch wenn man nicht zu den Verehrern und Vertheidigern des Friedensfürsten gehört.

Der Røgardgletscher in Norwegen. Der englische Reisende James Forbes (dessen Buch „Norwegen und seine Gletscher“ in deutscher Uebersetzung vor kurzem im Verlag von Abel in Leipzig erschienen ist) schildert dem Røgardgletscher im Thale von Jusedal: „der Røgardgletscher, welcher eine bedeutende Länge hat, geht in scharfem Zickzack in das genannte Thal hinunter, ähnlich einer künstlich angelegten gigantischen Heerstraße. An den Biegungen wird er von seinen eigenen Moränen eingedämmt. Die Neigung, mit Ausnahme der obersten Krümmung erscheint mäßig, und der Gletscher ist trotz seiner bedeutenden Länge sehr leicht zu besteigen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er der am regelmäßigsten gebildete von allen norwegischen Gletschern. Vergleicht man ihn mit den Gletschern der Schweiz, so findet man ihn steiler und gekrümmter als jene der Aar und Altsch, weniger gigantisch als den von Zermatt. Einigermassen ähnelt er dem Mer de Glace über Montanvert, jedoch steht er in seiner malerischen Wirkung zurück, da ihm ein schöner Hintergrund mangelt. Wo der Gletscher auf den Seiten außer Berührung mit den Felsen tritt wird seine frühere Grenze durch einen Damm lebhaft gefärbter Trümmer bezeichnet, welche er bis zur letzten Grenze seiner Ausdehnung vor sich hergeschoben hat und welche

als Denkmal seines einstigen Umfangs für künftige Zeiten liegen bleiben.“

Marschall Borwärtz als Concertsänger.

Blücher war großer „Musikfreund“ und hatte unter andern Mozarts Zauberflöte, besonders die „Pavagenostückchen“ sehr lieb. Als die Allürten sich in Aachen befanden, sang Angelica Catalani und erregte den altberbrachten Enthusiasmus. Blücher gehörte trotz der Huldigungen, die ihr Kaiser Alexander zu Theil werden ließ, zu den Lieblingen der Sängerin. In einem Concert sang dieselbe unter andern auch Pavagenos „Kling Glöckchen kling.“ Blücher wünschte mehr „vom Pavageno“ zu hören und als die Catalani bekannte, daß sie nichts weiter einstudirt habe, meinte er, „ich kann es Ihnen lehren, ich kenne Alles aus der Zauberflöte.“ — „Was,“ rief Kaiser Alexander, „Blücher kann auch singen, da muß er etwas zum besten geben.“ „Warum nicht!“ versetzte Marschall Borwärtz, stellte sich in Possitur und begann mit seiner rauhen Stimme jämmerlich falsch, aber doch erkennbar „der Vogelsänger bin ich ja“ vorzutragen. Kaiser Alexander gab mit bellem Gelächter das Zeichen zum rauschenden Applaus, wodurch der wackere Marschall zum weitem Vortrag des „ein Mädchen oder Weibchen wünscht Pavageno sich“ und „Dachus ist ein braver Mann“ bewogen wurde. Die letzte Nummer erregte einen solchen Sturmapplaus, daß die Catalani scherzhaft äußerte „mit dem Marschall konnte ichs nicht aufnehmen, er hat mich geschlagen und wurde mehr applaudirt als ich.“

Briefkasten.

Herrn E. F. in Magdeburg. Nachdem ich schon lange auf eine Beantwortung meines ersten Briefes sehnsüchtig geharrt, ließ ich einen zweiten abgeben, der leider gleichfalls ohne Antwort zu bleiben scheint. — Herrn J. G. in Cottbus. Auch Du Brutus? Ich vermag nicht zu glauben, daß die Rücksendung der Reiseskizze mißverstanden wäre und bitte dringend um einige Zeilen. — Herrn L. M. in Würzburg. Die versprochene „Reisefahrt“ würde äußerst willkommen sein. — Herrn A. B. in Getha. Gleichzeitig mit „König Stephan“ geht Ihnen die Probenummer der Abendzeitung zu. Wir bitten um fernere Beiträge. — Herrn C. M. in Berlin. Besten Dank für alles Gesandete. Setzen Sie ja Ihre gern gelesenen Correspondenzen fort, aber berücksichtigen Sie die Enge unsres Raumes ein wenig mehr. „Homöopath und Allopath“ befindet sich im Abdruck.

Hierzu Titel und Inhaltsverzeichnis des ersten Halbjahrs.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hünze.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.